

Wie steht es jetzt um die Nationalparke Afrikas?

Autor(en): **Grzimek, Bernhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **41 (1961-1962)**

Heft 4: **Afrika im Umbruch**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie steht es jetzt um die Nationalparke Afrikas?

BERNHARD GRZIMEK

Die Aussichten für die wilden Tiere Afrikas sind jetzt durch die politischen Wandlungen sehr viel schlechter geworden, als man noch vor kurzer Zeit wahrhaben wollte. Der Bestand der afrikanischen Großtiere außerhalb der Urwälder dürfte seit dem Eindringen der Europäer in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf unter 20% der ursprünglichen Zahl zurückgegangen sein, obwohl gerade diese Zahlen natürlich nur grob geschätzt werden können. In den nächsten Jahren und im nächsten Jahrzehnt ist aber trotzdem keine der volkstümlichen großen Tierarten — Leopard, Löwe, Elefant, Nashorn, Flußpferd, Giraffe und so weiter — in Gefahr, *als Art* vom Erdboden zu verschwinden, also völlig ausgerottet zu werden (wie das vor Jahrzehnten mit dem südafrikanischen Quagga und dem Burchell-Zebra geschehen ist) — sofern nicht ganz Unerwartetes geschieht. In Asien ist die Lage in dieser Hinsicht ernster.

Was aber in Afrika jetzt mit den Wildtieren geschieht, muß trotzdem jedem Fachmann große Sorge bereiten. Ein Optimist hat zwar ausgerechnet, daß die Wildreservate in Afrika 5,5% des Erdteils ausmachen, wenn man die riesige, wildleere Sahara abrechnet. Es ist schwer, diese Zahlen bei den schwankenden Angaben nachzurechnen; ein Mitarbeiter von mir kam auf unter 2%. Dabei ist noch gar nicht berücksichtigt, daß man auch sonst in Afrika sehr gern Trockensteppen, Wüsten wie die Kalahari, Hochgebirge und überhaupt Gebiete zur Reservaten erklärt hat, die wirtschaftlich anderweitig nicht genutzt werden und in denen sich auch sonst nur wenige Wildtiere halten können. Außerdem sind in diesen Zahlen neben den Nationalparks, welche gesetzlich als Dauereinrichtungen vorgesehen sind, auch die Naturreservate eingerechnet, die ihrer Fläche nach ein Vielfaches der kleinen Nationalparke ausmachen.

Gerade in diesen Naturreservaten hat aber gesetzlich immer der Mensch das unbedingte Vorrecht; das Wild wird nur so lange geschützt, als das Land nicht für Ackerbau und ähnliche Zwecke benötigt wird (Britisches Kolonialamt, 1953). Weiterhin sind in dieser Prozentzahl noch viele «controlled areas» enthalten, wo oft nur einzelne Tierarten und diese nur begrenzt vor der Jagd geschützt werden, und Schutzgebiete, die gar nicht Tieren, sondern prähistorischen Fundstätten, Szenerien oder Pflanzen dienen.

Auch bei einzelnen bekannten Tierarten sind die Kopffzahlen sehr heruntergegangen. Ich selbst habe vor einigen Jahren die Zahl der «schwarzen» oder

Spitzmaulnashörner, der häufigsten Nashornart auf der Erde, in einer Veröffentlichung auf zehntausend geschätzt. Die I. U. C. N. (International Union for Conservation of Nature), der die meisten Staatsregierungen, auch die der Bundesrepublik, angehören, gibt sie jetzt nach einer Umfrage bei den Wildexperten der einzelnen Länder Afrikas auf dreizehntausend an. Dank der Bereitstellung von Mitteln durch die amerikanische Regierung haben Professor Dr. G. A. Petrides von der Staatsuniversität Michigan und Dr. W. G. Swank von der entsprechenden Fachabteilung in Arizona in mehrjährigen Aufenthalten die Situation der Wildtiere in Ostafrika untersucht. Der erste Absatz ihres Schlußberichtes lautet: «Die Wildbestände Ostafrikas nehmen rapide ab. Wenn die gegenwärtige Entwicklung fort dauert, werden die aufsehenerregenden Herden, die es noch in einigen Gebieten gibt, die nächsten zehn bis zwanzig Jahre nicht überdauern (Wild Life, Nairobi, Nr. 2, 1960). Hopton mußte 1959/60 zwecks radiometrischer Messungen etwa 60 000 km in allen Gebieten Kenyas querfeldein zurücklegen. Er schreibt darüber:

Ich habe viele Plätze dabei nach vierzig Jahren jetzt wieder besucht, und ich habe durchaus berücksichtigt, daß das Gedächtnis jeden von uns täuscht. Einige Wochen habe ich zwischen den Hügeln westlich von Magadi zugebracht, quer über die Loita-Ebenen und in dem Mara-Dreieck. Hier bekam ich den schwersten Schock. Obwohl genügend Weidegras da war, überwältigte es mich, daß nach dreißig Jahren nur Herden von Hunderten an Stelle von Tausenden übrig geblieben waren. Man darf sich nicht darüber täuschen, daß diese Situation sich in einem alarmierenden Tempo weiter verschlechtern wird, auf Grund der Landnutzung, die sich nach allen Seiten ausbreitet, der gesetzlich erlaubten Jagd und durch Wilddieberei. Das ist das Bild, wie ich es sehe, das aber vermutlich in seiner Gewichtigkeit nicht überall anerkannt werden wird.»

Die Fachwissenschaftler aller Länder haben 1960 in einem Kongreß der I. U. C. N. in Warschau die Lage der Wildtiere auf der ganzen Erde überprüft. In ihrer Schlußverlautbarung heißt es, die Entwicklung sei in Afrika am bedrohlichsten und erfordere sofortiges gemeinsames Eingreifen.

Man muß sich also klarmachen, was denn nun eigentlich die Tierwelt Afrikas so sehr gefährdet.

Gottesfriedensgebiete für wilde Tiere

Auch in «voreuropäischer» Zeit sind sicher in einzelnen Landstrichen Afrikas die Wildbestände durch Jagd der Eingeborenen vermindert worden. Damals gab es jedoch überall «heilige» Gebiete, insbesondere Wälder und Berge, in denen nicht gejagt, ja, von denen die meisten gar nicht betreten werden durften. Aus diesen *religiösen Schutzgebieten* für Wildtiere wurden immer wieder die leergejagten Gegenden neu besiedelt. Solche «Tabu»-Gebiete haben so manchem Landmesser und Geologen, der beruflich in sie eindringen mußte, bis in die letzten Jahrzehnte das Leben gekostet. Nichts wird so genau

beachtet und erhält sich so hartnäckig durch die Jahrhunderte und Jahrtausende wie religiöse und mystische Gesetze. Die christlichen Missionen und die moderne Entwicklung haben diese religiösen Vorstellungen zerstört, ohne etwas an ihre Stelle zu setzen, das sich ähnlich günstig für das Wild und damit für die Eiweißernährung des Volkes auswirkt. Die gesetzlich geschaffenen Nationalparke und Naturreservate werden nicht wie einst die «Tabu»-Wälder von der Bevölkerung aus eigenem Antrieb geschützt.

In den Tageszeitungen Thailands habe ich mehrmals darauf hingewiesen, daß die Wildtiere dieses ostasiatischen Landes ein ebenso wertvoller kultureller Besitz des Volkes sind wie seine vielbewunderten alten Tempelstädte. Um so erfreulicher ist es, daß die Regierung Thailands jetzt dem Parlament ein Naturschutzgesetz vorgelegt hat, in dessen Einleitung betont wird, das Land sei ein buddhistisches Land und der Schutz des Lebens ein wichtiger Bestandteil des Buddhismus. Die Naturschutzgebiete sollen «Buddha-Buja» heißen und an den Grenzen große Schilder «Dem Herrn Buddha geweiht» tragen. Vermutlich ist dies ein wirksamerer Schutz als die Strafandrohungen des Gesetzes.

Jagd der Europäer ist psychologisch gefährlich

Die *Jagd der Europäer* gefährdet in einzelnen Gebieten Afrikas die Wildtiere ernstlich, in anderen wirkt sie sich psychologisch verderblich aus. Sie ist aber gewiß nicht die einzige und nicht die Hauptgefahr für die Tiere. Wenn mein Sohn Michael und ich diese Jagd in unseren Filmen und Veröffentlichungen trotzdem angegriffen haben, so geschieht das aus der Überlegung, daß es wenig Sinn hat, in europäischen Büchern und Kinos gegen die Wilddieberei der Eingeborenen zu wettern. Diese bekommen die Filme und Bücher nie zu sehen, den «Schießtouristen» aber wird mit den Wehklagen über die Untaten der Schwarzen nur ein Entschuldigungsgrund geliefert. Gegen das Wilddieb-Unwesen muß man in Afrika selbst vorgehen. Bei Eingeborenen über europäische Großwildjäger und vor einem europäischen Forum über schwarze Wilddiebe zu schimpfen, bringt einem nirgends Feindschaft, sondern nur Beifall, ändert aber an den Zuständen nichts.

Verteidiger eines modernen «Schießtourismus» führen gerne an, daß diese vielfach völlig jagdunkundigen Afrikatouristen unter strenger Aufsicht (und gegen hohe Bezahlung zu guten Zwecken) nur einen kleinen Teil der Wildtiere abschießen dürften, welche ohnedies sterben müssen, um neues Land für Siedlungen frei zu machen oder Äcker zu schützen. Das mag für die mustergültig verwalteten britischen Kolonien, besonders Ostafrikas, in einem gewissen Umfange zutreffen. Leider haben auch die dort lebenden Europäer sehr viel billigere Jagdrechte, die sie oft kommerziell ausnutzen. Vor allem werden jedoch die Wildschutzgesetze in anderen Kolonien oder Staaten Afrikas kaum

überwacht. Die Jagdzeitung «Wild und Hund» (Jahrgang 61, Seite 276) beschreibt, daß in Portugiesisch-Westafrika die Gebiete, welche von amtlichen Stellen als die wildreichsten Kolonien bezeichnet worden waren, völlig leerge-schossen vorgefunden wurden. Regelmäßig sind dort elf Berufsjäger tätig, die Riesenlastwagen, hoch mit Trockenfleisch beladen, abfahren. «Die Gastfreundschaft war allgemein groß, Träger wurden in ausreichender Zahl gestellt. Nur Wild war keins vorhanden.»

In der Südafrikanischen Union hat Minister Erasmus, wie unlängst aus einer Anfrage im Parlament hervorging, sogar vom Hubschrauber aus eines der wenigen Nashörner in einem Schutzgebiet geschossen. «Wild und Hund» (1960, Nr. 3, Seite 82) schrieb,

«daß sich im letzten Jahr über sechzig Jagdsafaris mit insgesamt 140 Jägern in der Republik Tschad in die Wildgebiete begeben hätten. Von vielen Seiten werden lebhaft Klagen darüber laut, daß die Jagd wegen des vielen angeschweißten Großwildes, das man heute dort antrifft, viel gefährlicher geworden sei. Im Gebiet von Goré fanden sich bei zwölf von sechzehn Elefanten, die amtlicherseits abgeschossen wurden, frühere Schußverletzungen. — Ein immer stärkerer Strom amerikanischer Jagdtouristen ergießt sich nach Kenya und Tanganjika, Ruanda und Portugiesisch-Ostafrika. In Kenya werden stärkere Trophäen bereits immer seltener.» —

Naturschutz nur «für Europäer»?

Vor allem haben die Afrikabücher der Großwildjäger und Abenteurer nach meiner Auffassung den Zustrom der Touristen nach Ost- und Zentralafrika sicher für ein bis zwei Jahrzehnte verzögert. Auf Grund dieser Bücher nimmt das breite Publikum in Europa und Amerika an, es sei mit erheblichen Gefahren verbunden, auf Ferienreisen Elefanten und Giraffen zu besichtigen. Sie haben die Vorstellung, man müsse dazu hohe Stiefel gegen Giftschlangen tragen, sei nachts von Skorpionen oder Löwen bedroht, müsse lange und gefährlich Fußmärsche zurücklegen und sich gegen Riesenschlangen und Elefanten verteidigen. Daß man heute auf sehr bequeme Weise mit europäischem Komfort ohne die geringste Gefahr diese Großtiere besichtigen und, wenn man will, auch jagen kann, wird in diesen Büchern meistens verschwiegen, weil sie die Tatkraft und den Mut des Verfassers ins rechte Licht setzen sollen.

Gerade die Einnahmen, welche Britisch-Ostafrika für noch sehr begrenzte Zeit aus dem Jagdtourismus erzielt, reizen andere Länder Afrikas und vor allem auch Asiens, ebenfalls Jagdgäste anzulocken, ohne sie allerdings in gleicher Weise zu überwachen wie die Briten. Obwohl sich die Berichte und Klagen über diesen «Schießtourismus» gerade unter den waidgerechten Jägern mehren, die ja ebenso Naturschützer sind wie wir, sei doch unbestritten, daß das *ungesetzliche Jagen der Schwarzen* viel mehr Wildtieren das Leben kostet.

Eben deswegen ist jedoch das schlechte Beispiel der europäischen Jagdtouristen gerade in unserer Zeit, in der die Schwarzen nach Selbstregierung drängen, psychologisch außerordentlich ungünstig. Die britische Nationalpark-Verwaltung von Kenya klagt in ihrem Jahresbericht, daß «die Afrikaner so sehr dazu bereit wären, zu glauben, die Wildtiere würden in Kenya nur zum besten des weißen Mannes und seiner reichen Freunde von Übersee geschützt».

Seit altersher haben die meisten afrikanischen Stämme mit ihren wenig wirksamen Waffen Tiere gejagt, wobei Mensch und Tier im Gleichgewicht blieben. Das rücksichtslose Leerschießen weiter Räume durch Europäer und gewehrbewaffnete Eingeborene in den letzten Jahrzehnten des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts hat große Teile der einheimischen Bevölkerung anschließend für immer der ständigen Fleischnahrung beraubt und sie eiweißhungrig gemacht. Daß sie nun in einigen Teilen ihrer Heimat, den Wildschutzgebieten, nicht mehr jagen dürfen, ist ihnen unverständlich. Selbst unsere Boys und die schwarzen Wildwarte der Nationalparke geben uns freimütig zu, daß sie in ihrer Jugend gewildert hätten und daß ihre Verwandten das täten. Moderne Drahtschlingen und Gewehre erlauben ihnen, sinnlos viel mehr zu töten als sie zum Essen brauchen, lediglich aus Freude am Jagen. Wer will diesen Menschen, die fast alle Analphabeten sind, klarmachen, daß es rechtens sei, sie mit einem Jahr Gefängnis zu bestrafen, während Europäer jagen dürfen?

Jüngst habe ich in einem einleitenden Vortrag bei der Vorführung unseres Serengeti-Filmes vor den Berufsjägern und Fachleuten von Nairobi, der Hauptstadt von Kenya, an die Entwicklung Europas erinnert. Im Mittelalter war das Jagen ein Vorrecht von Aristokraten; sie galoppierten in Pferdekavalkaden hinter dem Wild her über die Äcker ihrer Leibeigenen und ließen gleichzeitig einem Bäuerlein die Hand abschlagen, wenn es eine Wildsau umbrachte, die in seinem Acker wühlte. Was wäre mit den Rehen, Hirschen und Hasen Europas geschehen, wenn damals von einem Tag auf den anderen die Bauern die Regierung in unseren Ländern übernommen hätten? So aber ist es jetzt in Afrika.

Man muß die Afrikaner überzeugen

Es ist zweifellos besser, den Eingeborenen einen Teil des Wildes — natürlich nicht in Nationalparks — zur Jagd freizugeben, auch in Naturreservaten und «controlled areas». In Kenya hat man bereits Versuche damit gemacht, die ermutigen. Vielleicht gelingt es auf diese Weise eher, die Eingeborenen und ihre politischen Führer von der Unrechtmäßigkeit der Wilderei zu überzeugen, da sonst jeder Naturschutz auf die Dauer hoffnungslos ist.

Durch Wilddieberei werden in einzelnen Teilen Afrikas Zehntausende von

Tieren getötet, ohne daß das Fleisch, ja nur die Häute verwendet werden. Damit vernichten die Wilddiebe endgültig künftige Ernährungsquellen für ihr Volk. Der Tod in Schlingen und durch viele andere Jagdarten der Eingeborenen ist für die Tiere qualvoll, wenngleich die Zahl auch derer nicht gering ist, die durch Europäerjagd verwundet dahinsiechen.

Der wirkliche Grund für das Verschwinden der afrikanischen Großtiere ist natürlich die *Vermehrung der Menschen*; alles andere sind Folgeerscheinungen. Augenblicklich wird die Weltbevölkerung alle vierundzwanzig Stunden um 187 000 Menschen größer. Auch die afrikanische Menschheit, deren Zahl im Gegensatz zu Völkern anderer Erdteile lange Zeit ziemlich unverändert geblieben war, beginnt sich jetzt sehr stark zu vermehren, und sie wird es infolge der neuesten Entwicklung noch stärker tun. Das Land wird ganz einfach für neue Äcker, als Weidegrund für Hirtenstämme, für Stauseen gebraucht. Afrika holt damit eine Entwicklung nach, der fast alle europäischen, amerikanischen oder chinesischen Wildtiere längst zum Opfer gefallen sind. Viel schlimmer als die Jagd selbst wirkt sich dabei aus, daß der Lebensraum des Wildtieres zerstört wird. Die hochgewachsenen Watussi in Ruanda-Urundi jagen zum Beispiel kaum, und sie töten bestimmt keine Berggorillas. Aber sie halten riesige langhörnige Rinderherden, freilich nicht, um sie zu nutzen, sondern lediglich aus Besitzerstolz.

Der Lebensraum wird zerstört

Diese Herden haben sie in den letzten Jahrzehnten trotz Verbot immer mehr zu Zehntausenden in den König-Albert-Nationalpark des ehemals belgischen Kongogebietes getrieben. Sie haben die räumlich begrenzte Heimat der Berggorillas abgeweidet, die Bambushaine und Bergwälder verkleinert, so daß auf die Dauer immer weniger Lebensmöglichkeiten für diese Menschenaffen übrig bleibt. Die Massai der Serengeti jagen kaum, aber ihre zusammengeballten, unterernährten Rinderherden zertrampeln den Boden und verwandeln ihn allmählich in Wüste. Sie schlagen ständig den geringen Busch- und Baumbestand ab, um auf ihren Wanderungen hohe Dorneneinfriedungen zum Nächtigen der Rinderherden zu bauen. Der geringe Baumwuchs aber unterhält die wenigen Quellen, welche auch in der Trockenzeit fließen. Eine nach der andern versiegt, und so müssen auf die Dauer die Wildtiere verschwinden, welche je Hektar weit mehr Fleisch für die menschliche Ernährung erzeugen dürften als das landfremde Hausrind.

Der *Tierfang* spielt für den Bestand der Wildtierarten mit geringen Ausnahmen eine nur sehr untergeordnete Rolle. Die afrikanischen Menschenaffen, also Gorillas und Schimpansen, die ausschließlich als Jungtiere in Zoologische Gärten kommen, sind Waisenkinder, welche übrig bleiben, wenn ganze Fa-

milien «zum Schutz von Pflanzungen» abgeschossen werden. Es ist kaum möglich oder mindestens sehr kostspielig, derartige Jungtiere zu fangen, ohne die Mutter umzubringen. Nach einer von mir durchgeführten Umfrage lebten 1954 insgesamt 56 Gorillas in Tiergärten. Allerdings kommt hier noch der sehr viel umfangreichere Fang von Affen für Versuchszwecke hinzu. Meistens handelt es sich um Rhesusaffen und Paviane, deren Bestände in Freiheit sehr hoch sind. Diese Tiere werden jedoch auf Schiffen fast durchweg in so engen, überfüllten Behältern und so schlecht gepflegt transportiert, daß Verluste von zwanzig bis dreißig Prozent die Regel sind, welche die Händler von vornherein einkalkulieren. Internationale Regelungen dafür sind äußerst erstrebenswert, da Nationalgesetze sich wegen der Konkurrenz der Schiffahrtslinien kaum ausführen lassen. Zoologische Gärten erwerben diese häufigen Affenarten kaum, da sie sich in Gefangenschaft sehr gut fortpflanzen. Leider werden auch Menschenaffen von Zeit zu Zeit zu Versuchen verwendet. Im Einzelfall sollte nachgeprüft werden, ob sich nicht der gleiche Zweck mit weniger selten und hochentwickelten Affenarten erreichen läßt.

Wo der Mensch kommt, mußte schon immer das Tier weichen. Wohl kaum ein Fachmann des Naturschutzes wird so wirklichkeitsfremd sein, anzustreben, daß «die Tiere Afrikas erhalten werden». Das kann auf die Dauer nur an einigen, begrenzten Plätzen geschehen, in den *Nationalparks*. Sie gegen die begehrliehen Wünsche von Eingeborenen, Industriellen, Kaufleuten oder Grubenunternehmer zu schützen, ist unser Hauptbestreben.

Der Nationalpark ist im Gegensatz zu den vielen anderen Formen von Naturschutzgebieten durch Staatsgesetz geschaffen, und er kann auch nur aufgelöst oder verändert werden, wenn die Gesetzesmaschinerie des betreffenden Landes in Gang gesetzt wird. Er unterliegt also nicht willkürlichen Entscheidungen eines Distriktkommissars oder Provinzgebieters. In einem Nationalpark hat die Natur den Vorrang; es dürfen keine Menschen darin siedeln, niemand darf in den Ablauf der Natur eingreifen.

Der Mensch blieb kein Teil der Natur

In britischen Kolonien vertrat man eine Zeitlang den abweichenden Standpunkt, daß der «wilde» Mensch ein Teil der Natur sei und daher auch in einem Nationalpark Platz habe. Man kann aber Eingeborene nicht hindern, zivilisiert zu werden, sich Autos anzuschaffen und Blechhäuser zu bauen. So sind auch die Briten zu der Einsicht gekommen, daß Eingeborene im Nationalpark nichts zu tun haben. Die Frage, ob man sie aussiedelt oder ob man den von ihnen benutzten Teil vom Nationalpark abtrennt, bedeutet die Hauptschwierigkeit im Serengeti-Nationalpark.

Die Nationalparke Afrikas sind leider keineswegs dort angelegt, wo die

meisten Wildtiere vorkommen oder wo das Land für sie am besten geeignet ist. Meistens hat man Gebiete gewählt, die niemand haben wollte, teils weil sie Halbwüsten sind, zum Teil aber auch, weil sie mit Schlafkrankheit oder der Rindviehseuche Nagana verseucht waren, die ihr nahe verwandt ist. Ein Beispiel dafür ist der Murchison Falls Park in Uganda. Um 1910 wurden aus dieser einst gut besiedelten Gegend die letzten Überlebenden der Schlafkrankheit abtransportiert. So blieb das Wild jahrzehntelang fast ungestört, das Land unbegeehrt. Je mehr Medizin und Veterinärmedizin der Seuchen Herr werden, um so stärker werden die Flächen der Nationalparke wiederum für die Siedlung begehrt.

Die meisten Nationalparke sind wenigstens an einem Teil ihrer Grenzen von Naturreservaten umgeben, worin zwar Eingeborene und Europäer ansässig sein dürfen, wo aber die Jagd ganz verboten oder doch beschränkt ist. Deswegen wirkt es sich bisher meistens noch nicht so nachteilig aus, daß die Grenzen der Nationalparke willkürlich — und nicht nach den Bedürfnissen der zu schützenden Tierwelt — festgelegt sind. Die Wildtiere können also das Gebiet des Nationalparks hie und da verlassen. Offensichtlich tun sie das in sehr vielen Nationalparks in großem, bisher nicht erforschtem Umfang. Für den Serengeti-Nationalpark konnten wir dies in den letzten Jahren sicher nachweisen. Diese Wanderungen sind wohl für viele Tierarten lebensnotwendig. Sie müssen in der Trockenzeit Gebiete mit Pflanzenwuchs und Wasserstellen aufsuchen oder in bestimmten Gegenden ihre Jungen gebären. In manchen Nationalparks werden sich also manche Tierarten gar nicht oder nur in sehr kleiner Zahl erhalten lassen, sobald sie umsiedelt sind. Den kleinen Addo-Nationalpark in Südafrika mußte man deswegen schon einzäunen, um die wenigen darin befindlichen Elefanten von den umliegenden Farmen fernzuhalten. Es hat Jahre gedauert, bis man einen «elefantensicheren» Zaun konstruiert hatte. Für weite Strecken dürften Zäune zu teuer sein. Der Nairobi-Nationalpark, in dem es keine Elefanten mehr gibt, ist gegen das Stadtgebiet teilweise mit einem Zaun begrenzt. Auch den Krüger-Nationalpark und so manche andere Parke Afrikas will man jetzt weitgehend einzäunen. Zum Teil muß man damit auf die Forderungen der Veterinär-Verwaltung eingehen, die behauptet, daß die Wildtiere Maul- und Klauenseuche unter den Haustieren verbreiten.

Forschung ist das Allernötigste

Alle diese Schwierigkeiten, die sich künftig noch vermehren werden, erfordern *wissenschaftliche Forschung*. Bisher liegt sie sehr im argen; es fehlen uns die notwendigsten Kenntnisse über das Leben der afrikanischen Großtiere in der Freiheit. Die Wildwarte der Nationalparke sind durchweg Verwaltungsbeamte

oder frühere Berufsjäger, und das ist für eine so große Organisation zweifellos zweckmäßig. Daneben fehlen aber biologische Forscher und örtliche Arbeitsmöglichkeiten für sie. Nur im Krüger-Nationalpark hat man vor zwei Jahren eine Planstelle für einen Biologen eingerichtet. Im Serengeti-Nationalpark baut man jetzt das «Michael-Grzimek-Gedächtnis-Laboratorium» für ortsansässige Wissenschaftler und fremde Gäste. Der Bau wurde aus Spenden der einheimischen Bevölkerung, aber auch aus Stiftungen der Stadt Frankfurt und der Bundesregierung errichtet.

Es ist gar nicht so einfach, derartige Stellen in Übersee mit guten Wissenschaftlern zu besetzen. Wohl finden sich genug Biologen, die für sechs Monate oder auch drei Jahre im Rahmen eines Forschungsauftrages nach Afrika gehen. Sich aber für lange Zeit endgültig mit ihrer Familie in den Urwald setzen mögen strebsame junge Menschen ungern. Auch wenn man von den Schwierigkeiten der Schulausbildung ihrer Kinder absieht, fürchten diese Menschen meistens, an den Zentren der Wissenschaft in Europa oder Amerika vergessen zu werden und «keine Karriere mehr zu machen». Ich halte es daher für gut, wenn solche Forschungsstellen in Übersee bestimmten europäischen oder amerikanischen Universitäten angegliedert würden, so daß Hochschullehrer sie ständig betreuen können, Fachleute mit bestimmten Aufträgen zeitweise dorthin schicken und auch selbst von Zeit zu Zeit dort tätig sein würden. Ein Biologe, der in einem Nationalpark arbeitet, kann nämlich niemals so vielseitig sein, daß er nicht die Mithilfe von Spezialisten braucht. Außerdem sollen Wissenschaftlern, die in Übersee arbeiten, ihre europäischen Planstellen erhalten bleiben, sie sollten nach demselben Turnus aufsteigen und befördert werden, als ob sie ihre Tätigkeit in der Heimat ausübten.

Die meisten neuen afrikanischen Staaten werden knapp an Geldmitteln sein. Es ist für sie schwierig, etwa den Albert-Nationalpark mit 400 Bediensteten und einer monatlichen Lohnsumme von 28 000 Mark weiterzuerhalten. Man wird in allen Übersee-Parken *Kleinflugzeuge* einsetzen müssen. Mit ihnen kann man unschwer die Wildbestände kontrollieren, man sieht, wo sie in den verschiedenen Monaten massiert sind. Aber auch die Wildhüter des Parkes sind aus der Luft leicht zu überwachen und sie fühlen sich in diesen Riesenräumen beaufsichtigt. Wirksame Wilddiebbekämpfung ist ohne Flugzeuge schlechterdings unmöglich. Wenn die leitenden Wildwarte fliegen, kann also das Personal des Parkes viel kleiner gehalten werden. Das Unglück meines Sohnes Michael hat diese Entwicklung in Afrika verzögert. Inzwischen hat aber der Serengeti-Nationalpark eine eigene Maschine beschafft; der Direktor und andere Angestellte haben fliegen gelernt. Wir werden auf diesem Gebiet sicher in ganz Afrika bald Nachfolger finden.

Künstliche Wasserstellen

Die Nationalparke beherbergen jetzt nicht soviel Wild, wie sie ernähren können. Die Wildherden sind in der Trockenzeit fast überall auf ganz wenige *Dauer-Wasserstellen* angewiesen. Nur soviel tausend Köpfe, wie während der Trockenmonate in einem Umkreis von vielleicht 20 km um die Wasserstelle Weide finden, verstreuen sich dann in der Regenzeit über die grüngewordenen Riesenflächen des Gesamtparkes. Gelingt es, durch kleine Staudämme, durch Brunnenbohrungen mit Pumpen oder Pumpleitungen zusätzliche Tränkstellen zu schaffen, kann man die Wildbestände vervielfachen. Das gilt noch mehr für die Wildnutzungsgebiete. Ein Staudamm kostet 3000—30 000 Mark, ein Bohrbrunnen mit Windpumpe 35 000 Mark.

Vielleicht machen wir uns aber hier Sorgen um Nationalparke, die ohnedies in kurzer Zeit verschwunden sein werden. Weit wichtiger, als sie zu erforschen, ist es augenblicklich, ihr nacktes Dasein zu erhalten. Über kurz oder lang werden in den meisten Gebieten Afrikas die *Afrikaner selbst die Herrschaft* übernommen haben. Bisher sind sie gegenüber den Nationalparks und verwandten Einrichtungen vielfach feindselig eingestellt. Was können wir tun, damit die Parke trotzdem erhalten werden?

Ich habe mich in den letzten Jahren bemüht, Afrikanern und Europäern klarzumachen, daß die schönen Wildtiere Afrikas ein wertvoller Nationalbesitz sind, den sie, schon mit Rücksicht auf ihre Kinder und die ganze Menschheit, ebenso besorgt und liebevoll erhalten sollten, wie die europäischen Völker das jetzt mit den kulturellen Schätzen ihrer Länder, der Akropolis, dem Louvre oder der Peterskirche tun. Diese selbstverständlichen Überlegungen schienen sogar gebildeten Deutschen so abwegig, daß sie sie durch Zensurverbote unterdrücken wollten. Wir können also gar nicht erwarten, daß wir in der kurzen Zeit, die uns noch geblieben ist, die Afrikaner davon überzeugen — vor allem nicht angesichts des schlechten Beispiels, das wir ihnen in vergangenen Jahrzehnten gegeben haben und zum Teil heute noch geben. An sich hätte gerade diese Propaganda gute Aussichten auf Erfolg gehabt; denn jedes neu emporkommende «barbarische» Volk ist ängstlich bestrebt, nicht als unkultiviert zu gelten. Es ahmt die müden Kulturnationen nach, genau wie einst unsere Vorfahren mit den Römern und Griechen getan haben. Immerhin hat die Zoologische Gesellschaft Frankfurt für Tanganjika farbige Bildplakate mit Suaheliliter gedruckt, die in jedem Dorfe aufgehängt werden. Sie besagen, daß die ganze Welt Tanganjika um seine Wildtiere beneidet, oder sie stellen dar, wieviel Geld durch Löwen und Nashörner ins Land gebracht wird. Die erste fahrbare Kino-Einheit für rund 70 000 Mark ist bereits in Betrieb genommen, welche Aufklärungsfilme über die Nationalparke in den Dörfern vorführt. Wir brauchten 4—5 davon. Wir beginnen mit Aufsatzwettbewerben in den Schulen über die Nationalparke und mit Einladungen an Politiker, Häuptlinge und

Schülergruppen zum Besuche der Parke. Leider setzt diese Aufklärungsarbeit bei den Afrikanern reichlich spät ein. Wir Europäer haben hier unendlich viel versäumt.

Was kann auf die schnellste und wirksamste Weise die Elefanten, Löwen und Giraffen, also Nationalparke in den Augen der neuen schwarzen Politiker erhaltenswert machen?

Afrikaner kennen keine Löwen mehr

Als ich in Dar-es-Salaam, der Hauptstadt von Tanganjika, dem britischen Generalgouverneur Sir Richard Turnbull und seinen Ministern unseren Serengeti-Film vorführte, wurde ich anschließend auf dem Empfang den Regierungsmitgliedern vorgestellt. Der Erziehungsminister hob dabei lächelnd abwehrend die Hände und meinte, er hätte mit Nationalparks nichts zu tun, dafür sei einer seiner Kollegen zuständig. Daraufhin erzählte ich ihm, daß mich tags zuvor ein siebzigjähriger Herr in den Straßen von Arusha angesprochen habe. Er lebte schon seit fünfzig Jahren in Tanganjika, doch er flüsterte mir verschämt ins Ohr, daß er noch nie einen Löwen gesehen habe. Neunzig Prozent der Kinder Tanganjikas, schwarze, weiße und braune, kennen die einheimischen Großtiere ihres Landes nicht: Elefanten, Löwen, Nashörner, Gnus oder Flußpferde. Die weißen Kinder mögen sie in Zoologischen Gärten gesehen haben, wenn sie mit ihren Eltern auf Urlaub nach Europa gefahren sind. Umgekehrt haben neunzig Prozent der europäischen Kinder schon die großen Wildtiere Afrikas kennengelernt, weil es eben in Europa Tiergärten gibt. «Und dann wollen Sie wirklich sagen, Herr Minister, daß die Nationalparke in Tanganjika für das Schulwesen nicht wichtig seien?» Gewiß wird hoffentlich niemand auf den Gedanken kommen, in Afrika selbst noch weitere Zoologische Gärten anzulegen. Aber in Nationalparks können die jungen Menschen die Natur ihrer Heimat kennenlernen, auch wie sie ausgesehen hat, ehe sie so stark von Menschen besiedelt wurde.

Afrikaner sind bildungshungrig. Gerade weil ich so viel mit kleinen Leuten in den Dörfern zu tun habe, weiß ich, daß es ihnen wichtiger ist, ihre Kinder besser ausbilden und vorwärtskommen zu lassen, als zu wissen, wer sie in der Hauptstadt regiert. Bisher werden Nationalparke meist nur von Europäern besucht.

Eine andere wichtige Möglichkeit ist die *Wildnutzung*. Wir Europäer haben — sowohl Farmer wie landwirtschaftliche Verwaltungsbeamte — in rührender Weise mehr oder weniger die landwirtschaftlichen Methoden unserer Heimat nach Afrika übertragen. Damit sind weite Flächen in Steppe und Wüste verwandelt worden. Das Wild grasst seit Jahrtausenden, ohne daß die Pflanzendecke zerstört wird. Auf unglaublich kargen und trockenen Flächen laufen

kugelrunde Zebras und fette Gnus herum. Löwen und Hyänen halten sie seuchenfrei. Die Kühe der Europäer und der Eingeborenen aber sind dürr wie Kleiderständer, und wo sie in den letzten Jahrzehnten das Wild ersetzt haben, schreitet die Wüste langsam vor. Naturschutzbiologen sind an verschiedenen Stellen Afrikas, auch in der Serengeti, dabei, genau zu ermitteln, was auf der Hand zu liegen scheint: daß der Ertrag je Hektar größer ist, wenn man einen Teil des Wildes «erntet», an Stelle von Kühen, Schafen oder Ziegen. In Gebieten, die an den Tsavo-Nationalpark Kenyas angrenzen, jagen die dort ansässigen Schwarzen jetzt unter Anleitung von Jan Parker planmäßig Elefanten, machen Trockenfleisch und versorgen die Märkte an der Küste damit. In den Murchison Falls-Park in Uganda haben sich durch Jagd und Besiedlung in der Nachbarschaft so viele Elefanten gedrängt, daß die hungrigen Tiere auf Flächen von vielen Quadratkilometern von allen Bäumen die Rinde ringsum abgerissen und sie so zum Absterben gebracht haben. Mindestens 1200 Elefanten müssen hier abgeschossen werden, ähnlich wie man das mit der Überzahl der Flußpferde in den letzten Jahren im Queen Elisabeth Park (Uganda) getan hat. In Nationalparks sind das unangenehme Notstands-Maßnahmen, in anderen Gebieten jedoch können die Wildbestände sehr wesentlich zur Ernährung der Bevölkerung beitragen.

Aber werden wir die neuen afrikanischen Regierungen davon überzeugen können, daß das, was wir ihnen jetzt predigen, diesmal richtig ist?

Afrikareisen auch für den kleinen Mann

Am besten können wir das noch, indem wir schnellstens ausländische *Touristen* in großer Zahl in die Parke bringen. Über die Pläne habe ich erstmals im Winter 1960 dem afrikanischen Ministerpräsidenten Tanganjikas Vortrag gehalten. Ich habe Dr. Nyerere dargelegt, daß niemandem, der in Afrika lebt, ob er nun Afrikaner oder Europäer ist, klar wird, welche psychische Wandlung die Menschen Europas und Amerikas in den letzten Jahrzehnten durchgemacht haben. Zum ersten Male, seitdem es Menschen auf der Erde gibt, lebt ein so großer Prozentsatz von ihnen in Städten, ohne Umgang mit Haus- und Wildtieren zu haben, lediglich noch vertraut mit Hunden und Katzen. Daß der Umgang mit der Natur und ihren Geschöpfen, der noch bei ihren Großeltern ganz selbstverständlich war, nahezu ganz aufgehört hat, hat die Neigung zu Tieren vielfach fast ins Anormale gesteigert. Das sieht man an dem ständig zunehmenden Besuch und den vielen Neugründungen von Surrogaten wie Zoologischen Gärten, ferner daran, daß die Zeitungen oft Tierschutzfragen größeren Raum bieten als gleichzeitigen Unfällen, die vielen Menschen das Leben gekostet haben.

Zur Zeit unserer Eltern konnten nur wohlhabende Menschen an die Riviera

reisen; sie hätten sich nicht vorzustellen vermocht, daß heute Millionen kleiner Leute und Arbeiter in den Ferien über die Alpen fahren und die Küsten der Adria besuchen. Bei der Entwicklung der Flugtechnik wird man bald nicht mehr in elf, sondern in fünf oder drei Stunden bis Tanganjika fliegen. Das Land ist aber landschaftlich nicht so schön, daß es, abgesehen vom Kilimandscharo, mit der Schweiz, dem Yellowstone-Park oder dem Himalaja wetteifern könnte. Was die natur- und tierhungrigen Großstädter dann suchen und bewundern werden, sind Elefanten, Löwen, Topis, Zebras in ihrer natürlichen Umgebung — wenn es den neuen afrikanischen Politikern gelingt, diese Tiere in den kommenden wirren Jahren am Leben zu erhalten.

Dr. Nyerere will die Wildtiere erhalten

Ich war mir nicht klar, ob ich Dr. Nyerere überzeugt hatte, denn ich habe bemerkt, daß Politiker meistens jedermann bereitwillig zustimmen, später aber oft ganz anders handeln. Deswegen habe ich mich gefreut, als mir der deutsche Generalkonsul in Nairobi mitteilte, Dr. Nyerere hätte auf einer anschließenden Informationsreise durch die USA in Interviews häufig die Bedeutung der Wildbestände für sein Land betont. Wenig später berichtete im Londoner Daily Telegraph eine Reporterin über ein Gespräch mit ihm. Danach hat Dr. Julius Nyerere folgendes gesagt:

«Persönlich kümmere ich mich nicht viel um Tiere. Ich möchte meine Ferien nicht damit zubringen, Krokodile zu betrachten. Aber ich bin durchaus dafür, daß sie erhalten bleiben müssen. Nach Diamanten und Sisal können die wilden Tiere nach meiner Auffassung Tanganjikas größte Einnahmequelle werden. Tausende von Amerikanern und Europäern haben das seltsame Bedürfnis, diese Tiere zu sehen, und wir müssen dafür sorgen, daß sie das können.»

Wer weiß allerdings, ob andere afrikanische Politiker dieselbe Einsicht haben und ob diese sich durchsetzen kann, wenn nicht sehr schnell gezeigt wird, daß tatsächlich Touristen kommen. Daher habe ich im letzten Winter und Frühjahr mehrmals im Fernsehen bekanntgegeben, daß es möglich sei, für 2100 Mark für etwa drei Wochen in die Serengeti zu fliegen. Daraufhin setzten so viele Nachfragen bei allen Reisebüros ein, daß derartige Sammelfahrten, die es bis dahin noch nicht gegeben hatte, zu einem so niedrigen Preis eingerichtet werden mußten. Die ersten dieser Sammelgruppen sind um die Jahreswende 1960/61 nach Tanganjika geflogen; sie wurden von der Zoologischen Gesellschaft Frankfurt, gegr. 1858, gefördert. Diese ersten Sammelfahrten haben eine Fülle weiterer Fahrten ausgelöst.

Die europäischen Kolonialverwaltungen waren meistens der Ansicht, daß sie mit der Grenzziehung für Nationalparke große Rücksicht auf die uneinsichtigen und für die eigene Zukunft verderblichen Wünsche von Eingeborenen nehmen müßten. Sie meinten, daß eine künftige Eingeborenenverwaltung

noch viel eher zuungunsten der Tiere entscheiden würde. Dieser Ansicht bin ich nicht unbedingt. Die ersten Anzeichen der neuen Entwicklung scheinen mir recht zu geben. Eine schwarze Regierung, die für ein junges und unterentwickeltes Land Devisen braucht, wird wahrscheinlich zugunsten des Touristenverkehrs und gegen ein paar halb verhungerte Kühe entscheiden, die wirtschaftlich nicht genutzt werden. Darum ist es besonders interessant, zu untersuchen, was mit den Nationalparks der Länder geschehen ist, die inzwischen von afrikanischen Regierungen übernommen worden sind. Die Antwort scheint zu sein: Wo die Kolonialregierung sie gut verwaltet und bewacht hat, werden sie erhalten und gepflegt; wo man aber wenig Wert darauf gelegt hat, verfallen sie unter der neuen Verwaltung erst recht.

Der Garamba-Park gehörte zu der Nationalparkverwaltung des Belgischen Kongo, die unter Professor Dr. Victor van Straelen geradezu vorbildlich für alle Welt war. Er liegt im Norden des Kongo und grenzt an den Sudan. Die belgischen Verwalter klagten ständig über Wilddiebe, die von dort aus die ungeschützte Grenze überquerten. In den letzten Jahren hat dies laut Mitteilung von Professor van Straelen aufgehört; inzwischen war der Sudan selbständig geworden. Ich hatte gerücheweise gehört, daß die neue farbige Verwaltung ihre Wildwarte bewaffnet und diese kurzerhand auf Wilddiebe schießen. Herr Medani — der schwarze Chef des Forst- und Nationalparkwesens im Sudan — er war unlängst bei mir in Frankfurt zu Gast —, bestätigte mir diese drastischen Methoden nicht. Jedenfalls scheint man in den Nationalparks des Sudan jetzt sehr energisch Ordnung zu halten.

Im Albert-Nationalpark des ehemals Belgischen Kongo, der unmittelbar an den Königin-Elisabeth-Nationalpark von Britisch-Uganda anschließt, haben die afrikanischen Wildwarte, nachdem die Kongo-Republik selbständig geworden war, ihre Arbeit weiter getan, auch, nachdem ihre belgischen Chefs abgereist waren. Der belgische Wissenschaftler Dr. Verschuren, der nicht geflüchtet war, wurde sofort von dem neuen schwarzen Gouverneur mit der Beratung der neuernannten, völlig unausgebildeten schwarzen Verwalter betreut. Auch als im Bürgerkrieg das gesamte Gebiet unter die Verwaltung der Gegenpartei aus Stanleyville kam, führte diese die Arbeit im Albert-Park weiter. Daß man im Kongo — im Gegensatz zur britischen Verwaltung — nicht längst schwarze Assistenten in den Nationalparks herangebildet hatte, gefährdet die Weiterentwicklung sehr. Man bemüht sich jetzt in Tanganjika und Kenya, das noch «kurz vor zwölf» nachzuholen.

Natürlich können sich so günstige Anfangsentwicklungen in dem allgemeinen politischen Durcheinander von heute auf morgen ins Gegenteil verkehren. Aber sie zeigen doch, daß es möglich sein kann, die prächtigen wilden Tiere Afrikas wenigstens an einigen Stellen für die künftigen schwarzen Menschen und für die ganze Welt zu erhalten, wenn in dieser Übergangszeit tatkräftig eingegriffen wird.